

KATRIN BONGARD



LOVE  
ON  
PAPER

ROMAN



KATRIN BONGARD

LOVE

ON

PAPER





Sie sitzt hinter mir, die Arme um mich geschlungen, ihre Hände auf meinen Oberschenkeln, ein sensationelles Gefühl. So habe ich mir das immer vorgestellt. Ein weicher Körper an mich gepresst, die Brüste, die ich sogar durch die Jacke spüre, das leichte Gewicht, das die Maschine etwas verändert. Sie ist die Erste, die ich überhaupt mitnehme. Wenn ich fahre, ist meine Maschine ein Teil meines Körpers, eng mit mir verbunden, und sie hinter mir zu spüren, so aufregend wie Sex.

Ich erinnere mich an das erste Mal. Es ist April, noch kühl, wir kennen uns drei Wochen, doch mir kommt es schon wie eine Ewigkeit vor. Eine Spur Sonne, das reicht, obwohl ich meist den ganzen Winter hindurch fahre. Vor der Abfahrt zögert sie, und ich lache - vertraust du mir etwa nicht? Sie lächelt, weil ich sie herausfordere und das fordert sie heraus. Warum sollte ich? Sie steigt trotzdem auf. Sie hat meinen Zweithelm, meine Lederjacke, die Hose mit den Protektoren. Die Sachen sind ihr

viel zu groß, aber ich will, dass sie sicher ist. Jetzt könnte ich darüber lachen. Wenn man mit hundert, ach was, mit fünfzig oder auch nur dreißig vom Motorrad geschleudert wird, dann ist es aus. Das wissen wir alle. Ich kenne Keinen, der ernsthaft glaubt, dass ihn ein paar Plastikprotektoren vor irgendetwas schützen. Der Helm schon eher, mit Kinnschutz, damit einem der Unterkiefer nicht bricht, die dünne Gehirnschale schützt. Aber wer will, dass der Kopf heil bleibt, wenn der Rest des Körpers zermörsert wird? Trotzdem, ich wette, keiner, der sich auf seine Maschine setzt, verschwendet nur einen Gedanken daran, was alles passieren könnte. Hey, das ist das Leben! Dafür gibt es keine Protektoren, keinen Helm. Du bist hier, weil du Leben willst, du nimmst das Risiko in Kauf.

Ich dachte, ich könnte damit leben.



# 1

## DER TOD UND SEINE VERWANDTEN

»Maya?«

Mein Bruder beugt sich vor, flüstert. »Hast du die Musik dabei?«

Der Mitarbeiter des Beerdigungsinstituts hält verständnisvoll die Hand auf. In seinen Augen sehe ich, dass er das kennt. Menschen in diesem Zustand, eingehüllt in eine Trauerwolke unfähig, klar zu denken. Ich erhebe mich, krame in meiner Tasche, alles dreht sich. Mein Kreislauf. Ich halte mich kurz an der Vorderbank fest. Seit meine Mutter gestorben ist, spielt mein Körper verrückt.

Ich finde die CD, auf die ich im letzten Moment zwei Lieder gebrannt habe, und gebe sie Luis, der sie an den Bestatter weiterreicht. *Somewhere over the Rainbow*. Meine Mutter hat den Song geliebt. Dazu habe ich noch ein klassisches Stück ausgewählt, das mir der Mann vom Beerdigungsinstitut empfohlen hat. Ein Rocksong hätte besser gepasst.

Der Pfarrer, den wir erst kurz vor der Beerdigung kennengelernt haben, leiert monoton eine Ansprache herunter, in der ich meine Mutter

kaum wiedererkenne. *Grüne Auen, tiefe Täler*. Er hat sie noch nicht einmal gekannt. Er redet über ihr Leben, ihren Mann, ihre Kinder. Dinge, die mein Vater ihm stockend und unzusammenhängend erzählt hat, während Luis und ich nur stumm daneben gesessen haben. Jetzt hören wir ihm schweigend zu, wie er versucht, meiner Mutter gerecht zu werden, was vollkommen unmöglich ist. Sie ist einzigartig gewesen. Intelligent, unkonventionell, rebellisch, mutig und trotzdem eine großartige Mutter, die uns immer geliebt und respektiert hat. Doch nichts davon finde ich in der Ansprache.

Und jetzt ist sie tot.

Heute Morgen habe ich es zum ersten Mal begriffen. Ab jetzt sind wir zu dritt. Mein Vater, mein kleiner Bruder und ich. Das, was ich die ganze Zeit befürchtet habe, ist eingetreten. Sie ist gestorben, ohne dass der Fortschritt, die Medizin, Gott, oder wer auch immer es verhindert hat. Und gerade wird mir klar, was das bedeutet. Ich bin einundzwanzig und mein Leben beginnt. Das richtige, das eigene Leben. Und meine Mutter wird nichts mehr davon mitbekommen.

Von der Kapelle ist es nicht weit bis zu der Grabstelle. Es ist bewölkt, doch als wir am Grab ankommen, bricht die Sonne durch, und ich sehe erleichtert auf. Es ist wie ein Zeichen, dass wir die richtige Stelle gewählt haben. Im waldigen Teil des Friedhofs, unter Bäumen. Ein schöner, ein begehrter Platz, obwohl meine Mutter das nicht interessiert hätte. Überhaupt nicht. Ihr hätte auch eine Himmelbestattung gereicht, das hat sie uns immer wieder versichert. Bis zum Ende hat sie Witze über den Tod gemacht. Vermutlich, da sie uns den Abschied leichter machen wollte, doch jetzt trifft es uns dafür umso härter.

Das Grab ist mit Grasteppichen ausgeschlagen, wie um die Tatsache zu verschleiern, dass eine aufwendig gestaltete und lackierte Holztruhe nun ganz profan in die Erde versenkt wird. Das passiert täglich, überall auf der Welt, sage ich mir, so sind Beerdigungen, aber die Vorstellung, dass meine Mutter - noch nicht einmal fünfzig - in dieser Truhe liegt, ist einfach unvorstellbar. Eine Träne läuft mir über das Gesicht und schmeckt salzig. Ich wische sie schnell weg. Ich will nicht weinen. Nicht hier, eigentlich überhaupt nie. Denn Weinen heißt, es zuzulassen oder irgendwie anzuerkennen und das geht einfach nicht.

Angeblich gibt es vier Trauerphasen: *Verweigerung, Wut, Loslassen, Neuanfang*. Doch mir leuchtet nur die erste ein. Meine Mutter hätte nicht sterben dürfen. Das alles macht überhaupt keinen Sinn. Wie soll das Leben jetzt überhaupt weitergehen - ohne sie?

Der Pfarrer spricht das *Vater Unser* und ich bete still mit. Danach tritt mein Vater ans Grab und wirft eine Rose und eine Schippe Erde auf den Holzdeckel. Er hat nie vorgehabt, nach meiner Mutter zu sterben und hat es so oft gesagt, dass wir es irgendwann alle geglaubt haben. Sie würde das überleben. Jetzt steht er etwas zu lange über den Sarg gebeugt, und für einen Moment habe ich Angst, dass er sich hineinstürzen wird.

Nach ihm geht Luis an die Graböffnung. Er ist dreizehn, acht Jahre jünger als ich, gerade in der Pubertät und macht jeden dafür verantwortlich. Er schnieft laut. Es ist mehr Wut als Trauer, und wenn es die vier Phasen wirklich gibt, dann ist mein Bruder mir eindeutig voraus.

Und dann bin ich dran. Ich starre auf die beiden Rosen, die einsam und verloren auf dem glänzenden Holzdeckel liegen. *Dies hier ist falsch und ungerecht. Ein Irrtum.*

Meine Mutter hat Blumen geliebt. Blühend, in einer Vase, auf dem Balkon, im Garten. Aber sicher nicht auf einem Sarg in einem Erdloch. Ich nehme eine Rose aus dem silbernen Eimer, der neben dem Grab steht, und zögere. Ich würde am liebsten runter in die Grube steigen und sie sanft auf den Sargdeckel legen. Stattdessen schlägt die dicke Blüte dumpf auf dem Deckel auf. Ich werfe keine Erde hinterher.

*Es ist alles falsch.*

Auf dem Weg zum Ausgang löse ich den Schal, ziehe die Wollmütze ab und knöpfe den Mantel auf. Für Anfang März ist es warm, man kann den Frühling schon spüren.

»Was jetzt, Maya?«, fragt Luis, und ich sehe ihn ratlos an, bis ich begreife, dass er nicht die weitere Zukunft, sondern nur die nächste Stunde meint.

»In das Restaurant gegenüber vom Friedhof. Papa hat etwas vorbereiten lassen.«

Mein Vater hat sich erst im letzten Moment um die Totenfeier gekümmert. Bis kurz vor der Beerdigung hat sich keiner von uns vorstellen können, danach noch irgendwo hinzugehen, geschweige denn zu feiern. Jetzt bin ich froh, dass die Trauergesellschaft noch etwas zusammenbleibt und uns drei nicht sofort wieder allein lässt.

Am Eingang des Friedhofs bleiben Luis und ich stehen. Es ist friedlich und ruhig, bis die Stille von dem satten Knattern eines Motorrads unterbrochen wird. Luis sieht auf. Er will so schnell wie möglich einen Motorradführerschein machen und sich dann sofort eine eigene Maschine kaufen, auch wenn er darauf noch mindestens drei Jahre warten muss.

Es ist ein schwarzes Motorrad, keine Ahnung, welches Modell, aber sie sieht sportlich aus und passt, abgesehen von der Farbe, überhaupt nicht auf einen Friedhof. Nichts daran. Genauso wenig wie der Fahrer in seiner schwarzen Motorradkleidung. Er parkt, während unsere Trauergruppe sich vor dem Friedhof sammelt und etwas ratlos herumsteht.

Der Motorradfahrer behält den Helm auf, als er die Maschine aufbockt und für einen Moment denke ich, dass er ihn gar nicht absetzen wird. Ich kann das gut verstehen. Wenn man trauert, möchte man sich am liebsten verstecken. *Ständig.*

Er nimmt den Helm dann doch ab und wilde, dunkle Locken kommen zum Vorschein. Er ist groß und schlank, sein Gesicht schmal und sehr blass. Ich schätze ihn auf etwas älter als mich.

Luis stößt mich an. »So eine will ich auch.«

Ich nicke. »Schöne Maschine.«

Der Typ sieht auf, unsere Blicke treffen sich kurz, dann wird sein Blick weit und geht durch mich hindurch. Mir ist klar, dass er mich vermutlich gar nicht richtig wahrnimmt. Auch das Gefühl kenne ich. Betäubt und unfähig, etwas anderes als den Schmerz wahrzunehmen. Das Gefühl amputiert zu sein. Ich habe die letzten Tage mit diesem Phantomschmerz gelebt - wird das jemals aufhören?

Luis sieht dem Motorradfahrer beeindruckt nach, aber ich denke nur, dass er bestimmt nicht zu beneiden ist.

*Vielleicht hat er auch einen Elternteil verloren?*

Es ist fast tröstlich, obwohl es tausend andere Gründe geben kann, weswegen er hier ist. Angefangen von dem Blumenladen am Eingang, in dem er vielleicht arbeitet, bis hin zu den Führungen, die auf dem

Friedhof regelmäßig stattfinden. Eigentlich ist alles andere in seinem Alter sehr viel wahrscheinlicher.

Luis will sich das Motorrad genauer ansehen, aber ich ziehe ihn weiter. Wir können unseren Vater nicht mit der Gruppe der Trauergäste allein lassen, die immer noch etwas orientierungslos vor dem Friedhof wartet.

Da mein Vater starr vor Trauer ist, muss ich etwas sagen.

»Wir haben drüben in der Gaststätte etwas vorbereitet. Etwas Kaffee und Kuchen.«

Ich deute auf die andere Straßenseite.

»Herr Gott, nun kommt doch. Ihr seid alle eingeladen«, sagt meine Oma auf ihre typisch energische Art und geht entschlossen vor.

Im Restaurant sind vier lange Tische eingedeckt, aber nicht aneinandergerückt, so dass sich sofort Gruppen bilden. Es gibt Thermoskannen mit Kaffee und Tee und Teller mit Kuchenstücken, aber ich kann mir nicht vorstellen, jetzt etwas zu essen.

Ich habe in letzter Zeit nie Hunger gehabt und keine Ahnung, wie ich unter diesen Umständen einen Bissen herunterkriegen soll.

Die Familie meines Vaters umringt ihn, daher gehen Luis und ich zu den Eltern meiner Mutter und ihrer älteren Schwester, die aus London gekommen sind. Wir haben bisher kaum miteinander gesprochen, da sie in einem Hotel in Potsdam übernachteten und gleich zur Beerdigung gekommen sind.

Meine Oma breitet die Arme aus, und ich schlucke.

»Maya!« Sie umarmt mich und schluchzt. »Gott, du bist ihr so ähnlich«, flüstert sie an meinem Ohr, schiebt mich dann energisch von sich

weg und sieht mich an. »Ich werde jetzt nicht herzliches Beileid sagen und so tun, als ob das keine Katastrophe ist, wenn ein Kind vor seinen Eltern stirbt.«

Ich zittere leicht.

»Maya, ich weiß, dass du stark bist und unser Leben wird weitergehen. Versprochen?«

Meine Oma stößt die meisten Leute mit ihrer direkten Art vor den Kopf, aber ich mag, dass sie mich nie angelogen hat und sich jede falsche Höflichkeit spart.

Sie sieht nach oben. »Wen kann man dafür zur Rechenschaft ziehen? Wenn das Gott war, trete ich aus der Kirche aus.«

Ganz offensichtlich ist sie auch schon in der Wutphase.

»Wir sind schon ausgetreten«, murmelt mein Opa und drückt mich kräftig. Dann umarmen sie Luis, und fahren ihm durch die Haare, als wäre er sechs. Er grinst verlegen.

»Maya, komm her«, sagt meine Tante Selma und zieht mich an sich. Selma ist sehr viel jünger als meine Mutter und manchmal kommt sie mir wie die große Schwester vor, die ich mir immer gewünscht habe.

»Was machen wir nur ohne Nora?«

Sie hält mich eine Weile und streicht mir sanft über den Rücken.

»Wir dürfen nicht aufgeben«, sagt meine Oma als wir am Tisch sitzen. »Das hätte Nora nicht gewollt. Das Leben geht weiter.« Sie sieht zu mir. »Erzähl mal, Maya. Ich habe gehört, du arbeitest jetzt in einem Verlag?«

»Sie geht jeden Tag hin«, sagt Luis, als wäre es wie Schule und man schon ein Held, wenn man dort nur täglich auftaucht.

»Es ist ein Volontariat. Ich bin in der Probezeit.«

»Sie liest nur noch«, sagt Luis.

Meine Oma lächelt. »So ist das, wenn man in einem Verlag arbeitet.«

Selma lehnt sich hinter ihr vor. »Stimmt, du wolltest immer in der Buchbranche arbeiten. Hast du dein Studium denn schon abgeschlossen?«

»Das Grundstudium.«

»Und? Studierst du danach weiter?«

Ich schweige, denn ich bin mir nicht sicher. Eigentlich ist alles gut geplant gewesen. Bis meine Mutter krank und alles chaotisch wurde, und das Volontariat im Verlag mir wie eine geniale Abkürzung vorkam. Wenn man jemanden sterben sieht, dann ist das Gefühl sehr stark, dass man schneller mit dem Leben anfangen sollte. *Sofort*. Dass es einmalig ist und man es nicht verträdeln darf. Auf keinen Fall. Jetzt kommt es mir allerdings so vor, als wäre ich nur hektisch losgerannt, um der Tatsache nicht ins Auge sehen zu müssen, dass wir alle irgendwann sterben. Und meine Mutter viel zu früh.

»Und was machst du da so?« Meine Oma runzelt die Stirn. »Lochen und heften?«

Luis grinst. »Abspeichern und in den Papierkorb verschieben, Oma. Wir leben im digitalen Zeitalter.«

»Ich meine ja nur: Machst du etwas Sinnvolles, Maya?«

Auf einmal starren alle mich an. Meine Mutter hat englische und spanische Literatur ins Deutsche übersetzt. Das war sinnvoll. Ich prüfe Manuskripte und fülle Lektoratsbögen aus. Nehme schweigend an Verlagssitzungen teil, in denen niemand nach meiner Meinung

fragt oder hebe die Hand in Abstimmungen, die jederzeit von der Verlagsleiterin überstimmt werden können. Aber so ist das eben am Anfang.

»Ich lerne sehr viel. Für später.«

Selma lächelt. »Vergiss nie deine Träume, Maya. Das hat Nora immer zu mir gesagt.«